

Saale-Beitung.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.

[Der Nachdruck unserer eigenen Artikel ist nicht gestattet.]

Bezugspreis für Halle vierteljährlich 2,50 M., bei zweimaliger Anlieferung 2,75 M., durch die Post 3 M., monatlich 2 M., einmonatlich 1 M., ohne Bestellungen werden von allen Reichspostämtern angenommen. Nr. 5382 des autl. Zeit.-Verz. Für die Redaktion verantwortlich: Herm. Jordan in Halle. I. Fernsprechverbindung mit Berlin, Leipzig, Magdeburg u. s. w. Anzeigen-Nr. 170.

werden die Spalte über deren Raum mit 25 Pf., solche aus Halle mit 15 Pf. bezogen und in der Expedition von unseren Anzeigenstellen und allen Annoncen-Expeditionen angenommen. Retikeln die Zeile 60 Pf.

Nr. 245.

Halle a. d. Saale, Freitag den 9. Oktober

1891.

Politische Uebersicht.

Das Schreiben des früheren italienischen Ministers Bonghi, worin er seine sonderbaren Ansichten über die Verhältnisse in Deutschland und darüber auch richtig einen Hinweis im Berl. Tagbl. fand, hat eine Erwiderung gefunden durch den Reichstagsabgeordneten Rickerl, welche durch die „Dauiger Zeitung“ veröffentlicht wird. Herr Rickerl ist nicht der Ansicht, daß angeht des Bonghi'schen Schreibens sein deutscher Abgeordneter auf der interparlamentarischen Konferenz zu dem Theilnehmen könne. Er sagt zunächst, das Schreiben Bonghi's habe die Annahme bestätigt, daß das Verhältnis von Elsaß-Lothringen zu Deutschland Gegenstand einer Resolution oder einer Erörterung auf der interparlamentarischen Konferenz in Rom nicht sein wird und sein kann. Wir unter dieser Voraussetzung könnten sich deutsche Abgeordnete daran beteiligen. Auf den weiteren Inhalt des Bonghi'schen Schreibens eingehend, erklärt Herr Rickerl, eine Elsaß-Lothringische Frage bestehe für uns nicht. Mit denselben Rechte könnten wir die Frage erörtern, ob die vertragsmäßige Abtretung von Savoyen und Nizza an Frankreich ein zweckmäßiges und Dauer verpfändenes Arrangement herbeigeführt habe. Ein Wissen zwischen Deutschland und Frankreich darüber, wer der legitime Besitzer Elsaß-Lothringens ist, dürfte nicht die Frage sein durch den Frankfurter Frieden entschieden. Im übrigen bestreite in Deutschland keinerlei Vereinigungsmöglichkeit gegen Frankreich. Deutschlands Fürsten und Volk sind einzig in dem aufrichtigen Wunsch, mit diesem großen Kulturvolk dauernd freundliche Beziehungen zu unterhalten und nur in friedlicher, der Zivilisation gewidmeter Arbeit mit ihm zu verfeinern. Bezüglich der Erfolge Deutschlands in Elsaß-Lothringen verweist Herr Rickerl auf den Bericht des Elsaß-Lothringischen Abgeordneten Petri über seine Unterredung mit dem Reichs-erklärter des „Gaulois“, bemerkt aber, daß die Erörterung dieser Frage abseits der friedlichen Beziehungen liege, welche er mit Bonghi von ganzem Herzen theilt.

In Deutschland,“ schließt Herr Rickerl, „hat das Unternehmen, die Abgeordneten der einzelnen Staaten einander näher zu führen, um in persönlichen Verkehr die Verständnisse und Versöhnung zu befestigen, welche oft vermissen auf die öffentliche Meinung einwirken, in weiten Kreisen lebhaften Beifall gefunden. Es wäre sehr zu wünschen, daß nicht in irgend einer Form Erweiterungen angeregt würden, welche dazu führen müßten, die Empfinden für diese Beziehungen in Deutschland abzukühlen. In der Hoffnung, daß Sie und Ihre italienischen Herren Kollegen diesen Wunsch theilen, bin ich mit vorzüglicher Hochachtung etc.“

Wie aus diesem Briefe hervorgeht, hält Herr Rickerl an der Ansicht, daß Rom zu gehen, fest. Gleichwohl wird Herr Bonghi aus dem Widerspruch, den seine Auslassungen in Deutschland gefunden haben, erkennen, daß er dem Unternehmen, zu dessen Präsident er bestimmt ist, einen schlechten Dienst geleistet hat, indem er ohne jeden Anlaß und in tatsächlicher Weise Fragen erörterte, die, wenn einmal offiziell gestellt, nur auf dem Schlachtfelde gelöst werden können. Man darf gespannt sein, welchen Widerhall das Schreiben des Abg. Rickerl auf der einen, die Abgabe der Nationalliberalen auf der anderen Seite jenseits der Alpen finden wird. Die „Opinione“ in Rom, ein Organ der italienischen Regierung,

schreibt: „Die Deutschen werden entweder gar nicht zu dem Kongresse oder nur deshalb nach Rom kommen, um die politischen Ansichten Bonghi's zu bekämpfen, dessen falsch angelegentliches Friedensziel sich nachgerade in ein Kriegsziel zu verwandeln droht.“

Selten ist die Nachricht von dem Tode eines hervorragenden Mannes so unerwartet gekommen, wie die Kunde vom Ableben Parnell's. Wenige haben gewußt, daß er überhaupt krank war. Dennoch hat er schon einige Wochen gelitten. Bei seinem letzten öffentlichen Auftreten in Cregg's in der irischen Grafschaft Galway, am letzten Sonntag vor acht Tagen, trug er den linken Arm wegen gichtischer Anschwellungen in der Hand und sah sehr bleich aus. In seiner Ansprache sagte er, daß sein Arzt ihm eigentlich anbefohlen habe, das Zimmer zu hüten, daß er aber dennoch nach Irland gereist sei, nur um die Wähler in Galway nicht zu enttäuschen und damit die Gegner nicht Kapital aus seiner Abwesenheit schlagen könnten. Das Bett hat Parnell nur vier Tage geübt. Es heißt, daß er sich letzte Woche eine Erkältung zugezogen hat. Am Freitag legte er sich in und in der Dienstag Nacht ist er in seiner Privatwohnung in Walsingham Terrace in Brighton einschlafen. Das Ende trat so plötzlich ein, daß niemand an seinem Lager fand, als er seinen letzten Athemzug aushauchte. Parnell's dubliner Freunde veranlaßten sich am Mittwoch im Gebäude der Nationalia. Die Versammlung war geheim. Die irische nationale Föderation der McCarthians hielt ebenfalls am Mittwoch ihre halbmonatliche Sitzung ab. Auf Antrag des Vorliegenden, des Abg. Sheehy, wurde dieselbe jedoch halb wieder vertagt. In New-York traf die Nachricht vom Tode Parnell's um 7 Uhr früh ein. Sie kam so unerwartet, daß am Anfang niemand daran glauben wollte. Der Eindruck, den das jähe Ende des vor kurzem noch allmächtigen Führers in Amerika machte, war tief und nachhaltig, und der leicht erregbaren Iren benutzte sich eine aufrichtige Mißgunst. Seine Gegner begruben ihren Haß über dem Gedanken an seine unerlöschlichen Verdienste und seine amerikanischen Freunde, welche auch in der letzten Periode seiner politischen Laufbahn unerbittlich zu ihm gestanden hatten, drückten ihren Zweifel aus, ob ein solcher Mann zu erliegen sei. Im allgemeinen aber herrscht in Amerika die Ansicht, daß die Sache der Iren durch das Hinscheiden Parnell's an Stärke gewinnt und die beiden Parteien unter dem herrschenden Einfluß der Zeit sich wieder vereinigen werden. In New-York, der Führer der irischen parlamentarischen Partei, hält es für unmöglich, die Folgen des Abscheidens Parnell's zu berechnen, hofft jedoch, daß die beiden irischen Parteien sich nun vergleichen werden. Die verschönernde Gewalt des Todes werde sicherlich alle feindlichen Gefühle gegen den Verstorbenen unterdrücken. Die Rolle Parnell's werde nicht bestritten. Daß Irland Home Rule bekommen werde, sei so sicher wie irgend etwas. Das Wort der McCarthians, die in Dublin erscheinende „National Press“, schreibt:

„Jetzt, wo die Nachricht kommt von dem Tode eines Mannes, welcher so viele Jahre hindurch eine Macht ohne Gleichen unter der irischen Nation ausgeübt hat, möge kein fälschlicher Bericht vergessen und allein an seine früheren Verdienste gedacht werden. Sollte jedoch die Erinnerung an den bitteren

Kampf und die harkbare Feindschaft, durch welche Irland gegangen ist, selbst angesichts des Todes nicht sterben, so möge sie die Form edelmütigen Mitleids annehmen, daß eine so große Laufbahn so getrübt wurde, daß so glänzende Verdienste durch so rücksichtslosen Mord unmöglich wurden. Wir wollen den Geist zu dem Bann der alten Tage wenden, dem protestantischen Bann, dem wir folgen, furchtlos, unbezwingbaren Mann, der der Nation Führer, dem göttlichen und menschlichen Gesetz verbodener Leben sich in sein Herz froh.“

Die londoner Tories hoffen dagegen, jege werde bald unter dem Antiparnellisten selbst Uneinigkeit ausbrechen, denn es gebe unter ihnen keinen Mann, der die übrigen um Haupteslänge übertrage. Persönliche Rivalität und Nebenbuhlerthum bald utage treten; jezt werde es noch klarer werden, wie unerklärlich Parnell der irischen Agitation war, und das englische Volk werde einsehen, daß Gladstone viel mehr als die irische Home Rule eine öde Obstruktion fortzusetzen wüßte. Parnell sei vielleicht der einzige Irlander gewesen, welcher eine Zeit lang das Unheil hätte abzuwenden können, daß der von ihm gewünschte Losreißung Irlands von England erwachsen sein würde.

Deutsches Reich.

Berlin, 8. Okt. (Eigenbericht.) Die „Freitag“ erzählt (wie bereits im gestrigen Morgenblatt berichtet. Red.), es wäre begründete Ansicht vorhanden, daß „auf Veranlassung des Reichs-kanzlers“ gegen Herrn S. v. Weichroder demnächst das Verfahren wegen Verleumdung wieder aufgenommen wird. Soweit die Mitteilung, welche hinsichtlich der letzten Stunden erfolgt ist, Herrn v. Gortchak unbekannt, trifft sie unserer Kenntniss zufolge nicht zu. Dagegen können wir die Hoffnungen bestätigen, daß der Inhalt der Altkwadischen Entlassung: „Der Eid eines Juden“, von dem das dritte Heftentand verzerrt ist, vor mehreren Wochen bei einem Wähler zur Kenntniss des Publikums gekommen ist, und zwar durch eine eingehende Darstellung, die eine hochgehobene, in hoher amtlicher Funktion befindliche Persönlichkeit, deren Name wenig zur Sache thut, dem Monarchen in mündlich unterbreitete. Freund ein amtlicher, von den dabei in Frage kommenden Ministerialorganen herabsehender sonstiger Bericht ist dem Kaiser außerdem nicht zur Kenntniss gebracht worden. Das persönliche Verhältnis des Herrn Reichs-kanzlers zu S. v. Weichroder hat sich im Gegenwärtigen zu keiner Zeit dem Chicago-Diner (der amerikanischen Delegierten) bei Herrn v. Bötticher sehr freundlich gelöst. Demals war die Altkwadische Schrift schon seit Monaten erschienen, und Herr v. Gortchak hatte darüber ungenügend Kenntnis. Daraus ergibt sich die Auffassung, die er darüber hegt, von selbst. Allerdings liegen aber noch andere, rein politische Umstände vor, welche ein Einschreiten gegen Weichroder gerade jetzt unangenehm machen. Bevor es dazu kommt, dürfte wohl noch viel Wasser an Mühlenbänken vorbeifließen.

Vor einigen Tagen ist Mr. Charles J. Murphy, Special Agent des Vicekonsulatsbüros der Vereinigten Staaten von Nordamerika, im Auftrag des Ministers Kull in Berlin eingetroffen, um die Aufmerksamkeit der deutschen Regierung auf ein neues Vot zu lenken, das einen Erfolg für das Roggenbrot bieten soll. Mr. Murphy bezieht zur Vertiefung des von ihm empfohlenen Vot's Platzmehl und Wagnereit zu gleichen Teilen. Aus je einem Fund Platzmehl und Wagnereit hat Mr. Murphy bei einem Berliner Bäcker Vot auftragen lassen, die in festem Zustande nicht weniger als 4 Pf. wiegen. Die Herstellungskosten dieses Vot's betragen einschließlich der Frucht

Das Nationaldenkmal.

Mit aufrichtigem Bedauern müssen wir von der verpöchtel Geschichte des Nationaldenkmals für Kaiser Wilhelm, den Reichsgründer, sprechen.

Diese Angelegenheit wird jenseit nicht ihrer Bedeutung angemessen behandelt. Wir wollen hier nicht von den bekannten eigenhändigen Einzelheiten der beiden Preussenschriften und der Vorgänge reden, die dahingehen liegen und sich anknüpfen haben, obwohl auch in diesen Auserlesenen das Wesen der Sache zur merkwürdigen Erscheinung kommt. Wichtiger erscheint uns, daß endlich einmal ausgesprochen wird, was viele dunkel empfinden, einige sich selber schon offen gesagt haben, nämlich daß der Ausgang aller bisherigen Versuche beschämend für unsere Kunstzustände, beschämend aber auch für uns alle ist. Inwiefern die Kunst ein wertvoller Bestandteil des nationalen Bildungs- und Geisteskapitals ist, können wir es als gleichgültig nicht erklären, daß eine der größten Aufgaben, die jemals den bildenden Künsten gestellt wurde, bis heute ungelöst geblieben ist und wahrscheinlich eine sehr schwächliche, unterwürdigende, der Nachwelt ein merkwürdiges Zeugnis unserer Tage hinterlassende Lösung finden wird.

Schon die erste Konkurrenz zum Herbst 1889 schloß mit einem künstlerischen Desijt. In phantastischem Ueberchwange, in hoher Deklamationsstimmung (man kann auch in Granit und Marmor sehr böse deklarieren) setzte sich ein aufgebauhtes Schmelzen an eine Aufgabe, die mit schlichter Ungezogenheit, mit feinstem und nachvollziehendem Verständnis für das Geheimnis in der Volksepoche durchgeführt werden muß, wenn sie unserer Pictät und unserer freudigen Stolz, unserer verehrenden Dankbarkeit wie unserem berechtigten Hochgefühl gleicherweise entsprechen soll. Der Kaiser hatte gewiß recht, als er mit geringer Achtung von dieser Kaiser Wilhelm-Denkmal-Konkurrenz sprach. Daß er weiterhin die „Schloßfreiheit“ als den einzig angemessenen Platz bezeichnete und ein einfaches Reiterdenkmal an dieser Stelle wünschte, soll hier nicht weiter berührt werden. Es sind das Sonderfragen, die nur eine lokale, im wesentlichen auf Berlin beschränkte Bedeutung haben, und in die uns hineinzufragen nicht uninteressant ist, jedenfalls nicht in unseren Vätern liegt. Zugleich müssen wir bemerken, daß wir den Citer nicht recht verstehen, mit dem über die bekannte Vorliebe des Kaisers für Reinhold Vega gesprochen worden ist. Die größten Werke

bildnerischer wie architektonischer Kunst, die uns die Vorbelt hinterlassen hat, sind doch nicht aus Konkurrenz hervorgegangen, sondern sie sind das Werk einzelner Meister, die es den Willen mächtiger Fürsten zu veranlassen hatten, daß sie an den ihnen gebührenden Platz gestellt wurden. Ueberdies wird ja der Vega'sche Entwurf in seinem Falle zur Ausführung gelangen, der Kaiser hat sich dem Urteil allein Sachverständigen angeschlossen und den zweiten Konkurrenzentwurf des genannten Künstlers zurückgewiesen. Diese Seite der Sache also kann man auf sich beruhen lassen. Inwiefern es nun so oder so verfahren werden ist und weiter verfahren werden wird, den Ausschlag für unser Urteil gibt am Ende doch die immer zwingeinander sich aufdrängende Erkenntnis, daß unsere Zeit sich nicht als fähig erweist, einer solchen idealen künstlerischen Forderung wie der dieses Nationaldenkmals Genüge zu thun.

Wie ganz anders hatten wir uns doch die Aufgabe und ihre Durchführung gedacht. Eine der wunderbarsten Epochen der Weltgeschichte, die so viele von uns mit fiebernden Füssen mit durchlebt haben, die Erfüllung der Schmach unseres Volkes seit Jahrhunderten, wir sollten sie in Erz und Marmor verfeinert sehen, uns allen zur Erinnerung, den kommenden Geschlechtern ein herzliches Zeichen. Wie das in einzelnen zu geschähen hatte, das freilich war die Sache unserer Künstler, und daß diese uns im Stich gelassen haben, sowohl im Herbst 1889 wie bei der zweiten offenen Konkurrenz, das ist das Betrüben. Woher diese Erkenntnis? Noch in den 70er Jahren gelang es, unsere nationale Schmach und ihre Verwirklichung in der Germania auf dem Niederwald so zu gestalten, daß der Beschauer sich, halb in Ehrung und halb im Siegesstolz, in harmonischem Einklang mit dem Bildwerke fühlte. Man darf nicht sagen, daß es schließlich doch nur ein Glücksfall ist, ob gerade der rechte Künstler an den rechten Platz rief. So auf das Zufällige gestellt sind berufartige Aufgaben nicht, sondern unsere Empfindung davon, daß gerade dies das Rechte ist und gar nicht anders gedacht werden kann, diese Empfindung trifft durchaus wirklich das Rechte. Das Moment des Willkürlichen, das in der Vorgeschichte von Monumentalwerken gewiß auch seine Rolle spielt, wird jenseit in einer höheren Einklang jener Gefühlsabhängigkeit aufgelöst, die in allem dauernd, in die Zukunft hineinweisenden Dium die wir wirkende Urkraft bedingt. Vielleicht beruht es also doch wohl in einem Wandel der Zeiten und der Anschauungen, daß heute nicht mehr gelingen will, was vor 15 oder 17 Jahren noch durchgeführt werden konnte. Derselbe Bildbauer

Schilling, dessen Zeichnung die herrliche Germania fand, hat, wie die Berichte über die zweite Denkmal-Konkurrenz übereinstimmend feststellen, in seinem Entwurf zum Kaiser Wilhelm's-Denkmal eine matte, aber individuellen Züge entbehrende Leistung geschaffen. Weil es an der rechten Gelegenheit steht, die einzelnen, kaum merkbaren Stadien des Umwandlungsprozesses in unserer Kunst wie im Kunstgeschicht der Waffen zu kontrollieren, darum überträgt das Manik, das sich jetzt plötzlich herausstellt, so stark.

Unsere Geistes, die wir in einem Nationaldenkmal für den greifen Begründer des neuen Reiches Form und Gestalt gewinnen sehen möchten, sind wahrlich nicht abgelehnt, aber es scheint, als ob wir mehr und mehr die naive Hingabe an die Welt der künstlerischen Erscheinungen verloren haben, als ob nicht nur unser Denken, sondern auch unser Empfinden sich mehr als nötig in der Sphäre des rein Verstandesmäßigen hält. Die Sorgen und Kämpfe unserer Zeit, die Härte der materiellen Konflikte, das will jene Seiten des nationalen Lebens, die zur Kunst Verfürgung haben, gegenwärtig nicht recht aufkommen lassen, und es hat nichts Wunderbares, daß unsere Künstler mit ihren sensiblen Organen Einbrüche empfangen, die für sie als Menschen förderlich sein mögen, während sie eben den Künstler in ihnen beeinträchtigen müssen. Und dann noch eins: Während in der Literatur wie auch in der Malerei eine neue Kunst, von der wir es hier völlig unentschieden lassen wollen, ob sie die bessere ist, nach Gestaltung ringt, ist es der Bildnerkunst mit ihrem naturgemäßen Haffen an geschickter und boquemer Konvention und Tradition weit schwerer gemacht, einen neuen Geistesinhalt der gewohnten Zeit in die alte Form zu gießen.

So bietet sich ein Uebergangszustand dar, der einer Aufgabe wie der dieses Nationaldenkmals allerdings die größten Hemmnisse bereiten muß. Daß wir die Ursachen erkennen, vermindert nicht unser Bedauern darüber, daß es so ist; das Kaiser Wilhelm-Denkmal wird ja trotz alledem errichtet werden, und wir müssen auch gar nicht daran, daß es, wie auch den Auftrag bekommen mag, eine nicht gar zu aufwändige Durchschnittsleistung werden wird. Aber die schöne Hoffnung haben wir aufgegeben, daß es ein wirkliches Nationaldenkmal, ein Heiligthum unseres Volkes, gleich dem Niederwalddenkmal, werden könnte.

M. L.





